Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 202. Bromberg, den 20. November 1925

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Sorau.

(9. Fortsetzung. —— Nachdruck verboten.

„Also, lieber Rasmus, so leid es mir tut; ich muß das Manuskript wieder in Ihre Hände zurücklegen! Sie können versichert sein, daß Sie mit diesem Schauspiel die Bühne nicht gewinnen werden!“

Der kleine, etwas asthmatische Theateragent Herr Seeliger blätterte noch einmal in dem dünnen Rollenheft umher und legte es dann wieder vor sich auf den Bürotisch.

„Sie hinken dem Geschmack der Zeit nach, lieber Rasmus! Sie schreiben noch zu sehr im pathetischen Stil! Und den schätzt man heutzutage nicht mehr!“

„Sie haben doch aber selbst zugegeben“, warf Kurt ein, „daß die Figur der Hertha eine sehr gelungene ist! Dasselbe, was auch Herr Dr. Neubert in seinem Empfehlungsschreiben betont hat!“

„Herr Dr. Neubert ist ein vortrefflicher Kritiker!“ war die Antwort. „Ob er aber die Bühnenwirksamkeit eines Stückes vor der Aufführung richtig einzuschätzen weiß, wage ich zu bezweifeln! Gewiß, Ihre Hertha ist eine gut angelegte Rolle, eine Paraderolle meinetwegen für eine temperamentvolle Schauspielerin! Aber eine solche hervorragende Einzelrolle stört das Ensemblespiel, auf dessen Einheitlichkeit es unseren Direktoren vor allem ankommt. Kurz und gut, aus diesem und noch einem halben Dutzend anderer Gründe halte ich Ihre „Siegerin“ nicht für bühnenfähig!“

„Ich will Ihre kostbare Zeit nicht länger unnütz in Anspruch nehmen!“ schnitt Kurt den Redestrom des kleinen, beweglichen Mannes ab. „Haben Sie jedenfalls vielen Dank für Ihre freundliche, eingehende Kritik! Ich werde meine „Siegerin“ daraufhin noch einmal aufmerksam durchnehmen! Vielleicht habe ich mit einem späteren Werke bei Ihnen mehr Glück!“

„Aber gewiß, lieber Rasmus! Kein Baum fällt auf den ersten Streich! In Ihnen steckt zweifellos ein bedeutendes dramatisches Talent! Jedenfalls sind Sie bei mir stets eines regen Interesses sicher!“

Damit geleitete der Agent seinen jungen Gast bis zur Tür, und Kurt trat wieder auf die sonnenheiße Friedrich-Wilhelmstraße hinaus.

Also abermals ein Mißerfolg!

Seit beinahe vier Monaten irrte das Unglücksmanuskript seines ersten dramatischen Versuchs nun schon von Verlag zu Verlag.

Gerade auf Seeliger, dem er durch Dr. Neubert empfohlen worden war, hatte Kurt seine letzte Hoffnung gesetzt, und nun war ihm auch hier eine Enttäuschung geworden.

Mißmutig ging er die Friedrich-Wilhelmstraße bis zum Tiergarten hinab und wandte sich dann durch die Stülerstraße zur Lichtenstein-Allee hinüber.

In zwei kurzen Stunden begann ja für ihn wieder die Tretmühle des Nachmittagsdienstes bei einer Zeitung, wo er nach monatelangen Bemühungen endlich ein Unterkommen gefunden hatte.

Fast mit einer Regung von Haß musterte er die stillen Gärten der vornehmen Tiergarten-Villen, aus denen der Frühlingswind den süßen Duft von Akazien zu ihm herübertrug.

Ob es ihm wirklich noch einmal gelingen würde, sich aus seiner armseligen Existenz emporzuarbeiten, in der er sich mit seiner besten Kraft allmählich aufgerieben fühlte.

Er glaubte es bald selbst nicht mehr, soviel ihm auch Lotte zusprach und ihn immer wieder aufzurichten suchte.

Die Zweifle an der Echtheit seiner Begabung, an der Stärke seines Talents, die entsetzliche Angst, ob er mit dieser eigensinnig behaupteten literarischen Richtung nicht vielleicht die besten Jahre seines Lebens in nutzlosen Anstrengungen vergeude, waren in letzter Zeit in ihm immer mächtiger geworden.

Seinen zweiten Roman hatte er, nachdem alle seine Versuche, ihn bei einer der führenden Zeitungen Berlins unterzubringen, fehlgeschlagen waren, schließlich an ein literarisches Institut verkauft, das ihn mit einem Spottgeld gelohnt hatte und nun mit seiner geistigen Arbeit bei kleinen Provinzblättern hausieren ging.

Das war das Ende einer großen Hoffnung geworden, ein trauriges, langsames Versickern im Sande der Alltäglichkeit, in mechanischer, widerwillig geleisteter Schreibarbeit. — — —

„Herr Rasmus, Herr Rasmus!“

[illegible] sich Kurt in der Richtung des Rufes zurück. Dr. Neubert war aus einem Gartenportal der [illegible] und begrüßte ihn mit freundlichem Händeschütteln.

„Morgen, Kollege!“ sagte er. „Was macht die Kunst? Übrigens ein merkwürdiges Zusammentreffen, soeben dachte ich an Sie! Ich war nämlich gerade auf dem Wege zu Seeliger, um mich einmal nach dem Schicksal Ihrer „Siegerin“ zu erkundigen!“

„Diesen Gang kann ich Ihnen ersparen!“ versetzte Kurt. „Seeliger hat abgelehnt wie alle übrigen!“

„Ist das ein Banausentum!“

Dr. Neubert war stehengeblieben und sah nachdenklich zu dem klaren Himmelsblau hinauf.

„Also auch Seeliger! Unsere Literatur kommt wirklich immer mehr herunter! Sehen Sie sich doch nur einmal unsere großen Bühnen an! Entweder machen sie aus Shakespeare Ausstattungsstücke oder sie zerren die Saison de santé auf die Szene! Für ein so gesundes Stück wie Ihre „Siegerin“ haben sie kein Organ! Ihr Stück hat auch seine Fehler, aber es hat Jugend und Feuer, einen anderen Atem als die dekadenten Schwächlichkeiten der ganzen letzten Jahre! Was hatte denn Seeliger für Ausstellungen zu machen?“

„Er fand die Sprache mit ihrem angeblich zu stark aufgetragenen Pathos zu phrasenhaft, zu unmodern!“

„Ich hätte Seeliger wirklich für einsichtiger gehalten!“ war die ärgerliche Antwort. „Als ob nicht die ganze Wirkung der dramatischen Kunst auf der Erzeugung möglichst starker Affekte beruhte! Mit des Gedankens Blässe schafft man kein Drama! Was heißt überhaupt „modernes“ Stück? Ist Shakespeare etwa modern? Ich kenne nur gute und schlechte Stücke. Und Ihre „Siegerin“ gehört zu der ersten Kategorie! Wo wollen Sie übrigens jetzt hin, lieber Rasmus?“

Kurt zuckte die Achseln.

„Ich hatte kein Ziel! Nur muß ich um halb drei wieder auf meiner Redaktion sein!“

Dr. Neubert sah auf die Uhr.

„Halb drei?“ meinte er dann überlegend. „Ich glaube, die Zeit reicht! Hören Sie, Rasmus, ich hab' eine Idee, die Sie vielleicht leicht retten kann! Wissen Sie, was man unter bunter Reihe versteht? Natürlich! Also, wenn die Theaterdirektoren und Bühnenverleger Ihr Schauspiel ablehnen, müssen wir es auf dem indirekten Wege versuchen! Das

heißt, wir müssen irgend eine Schauspielerin von Ruf für Ihre Hertha-Rolle interessieren! Das Weitere findet sich dann schon ganz von allein!"

Kurt lächelte melancholisch.

„Das hört sich in der Theorie ja sehr hübsch an, Herr Doktor leider fehlen mir aber in der Praxis alle Beziehungen zu unseren augenblicklichen Bühnensternen!"

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein!" war die Antwort. „Ich kenne ganz Berlin, vor allem die Theaterwelt! Die kleine Ellen Walden zum Beispiel vom Westend-Theater wäre eine vorzügliche Interpretin Ihrer Hertha! Wenn es Ihnen recht ist, könnten wir ihr sofort noch einen Besuch machen! Sie wohnt hier ganz in der Nähe, in der Rauchstraße!"

„Aber ich kann doch einer Dame in meinem gewöhnlichen Straßenanzug nicht so auf sans façon ins Haus fallen!" warf Kurt zweifelnd ein.

Doch Dr. Neubert, der sich allmählich an seiner Idee begeisterte, duldete keinen Widerspruch.

„Seien Sie nicht so schwierig, Rasmus!" sagte er energisch. „Das Künstlervolk sieht nicht so engherzig auf die Etikette! Und die Hauptsache ist jetzt, daß Ihre Bekanntschaft mit der Dame vermittelt wird!" — — —

Fräulein Ellen Walden wirkte seit dem Frühling des vergangenen Jahres am Westend-Theater, einem neuen vornehmen Theater am Nollendorfplatz, mit dem der theaterarme Westen Berlins erst vor wenigen Jahren von einem genialen Baumeister beschenkt worden war. —

Die Wiege der Künstlerin hatte in der ostpreußischen Mittelstadt gestanden, wo ihr Vater die Rendantur des Landratsamtes verwaltet und Ellen auf der höheren Töchterschule und dem Lehrerinnenseminar eine gründliche Bildung erhalten hatte.

Von einem unbezwinglichen Hang zur Bühne beseelt, hatte sich das leidenschaftliche Mädchen, des Widerstandes der Eltern ungeachtet, nach Absolvierung ihres Lehrerinnen-Examens einer Schauspielertruppe angeschlossen, die in den kleinen Nestern an der russischen Grenze mit längst verschollenen Kotzebueschen und Birch-Pfeifferschen Stücken gastierte, und auf diesen Reisen das Bühnenelend kennen gelernt.

Vor etwa zwei Jahren war sie dann an das Posener Stadttheater verschlagen und hier zunächst nur in ganz kleinen Rollen beschäftigt worden, bis ihr die unvermutete Erkrankung einer Kollegin Gelegenheit gegeben hatte, sich dem Publikum auch einmal in einer größeren Rolle, der des Annchens in Halbes „Jugend", zu zeigen.

Diese Vorstellung, in der die bis dahin kaum beachtete Anfängerin mit der herzgewinnenden Art ihres frischen, jugendwahren Spiels einen unerhörten Triumph gefeiert, hatte über ihre ganze zukünftige Laufbahn entschieden.

Zufällig hatte sie nämlich der Intendant des Westendtheaters, der auf der Suche nach neuen schauspielerischen Talenten nach Posen gekommen war, an jenem Abend auf der Bühne gesehen und das auffallend schöne, temperamentvolle Mädchen nach raschen Verhandlungen als erste Liebhaberin an sein Theater engagiert.

Und Ellen hatte in der kurzen Zeit ihrer Berliner Wirksamkeit vollauf das gehalten, was einst ihr Annchen in Posen versprochen.

Mit jeder neuen Rolle, die sie kreierte, war ihre künstlerische Persönlichkeit gewachsen, die gesamte Kritik der Reichshauptstadt zollte ihr einstimmig bewundernde Anerkennung.

In den Kunsthandlungen des Westens prangte ihr Bild in Dutzenden von photographischen Aufnahmen, die Eleganz ihrer Toiletten galt als sprichwörtlich und vorbildlich, und die kleinen Backfische der Tauentzienstraße schwärmten sie mit derselben Intensität an, mit der ihr die Blüte der goldenen Jugend ihre Huldigungen zu Füßen legte.

Das alles berichtete Dr. Neubert in großen Zügen über die Persönlichkeit der gefeierten Schauspielerin, während er mit Kurt die Lichtensteinallee zum Kanal hinabging, und dann am Corneliusufer in die Rauchstraße einbog.

Vor einer reizenden kleinen Villa in kokettem Rokokostil machte er halt und öffnete mit der Sicherheit eines alten Bekannten das Schnappschloß des schmiedeeisernen Gittertores.

Ein stilles Gartenparadies tat sich vor den beiden Herren auf: Frischgrüne Rasenflächen, von geschlängelten, goldiggelben Kieswegen durchzogen, die bunten Teppichbeete prangend in der blühenden Farbenpracht des Frühlings.

Durch eine schattige Lauballee sah man zu den Villen am Tiergarten hinüber.

Unwillkürlich war Kurt stehen geblieben und hielt bewundernd Umschau.

„Das ist ja entzückend hier!"

Dr. Neubert nickte.

„Kann man sich ein poetischeres Heim für eine junge Künstlerin ausdenken? Die meisten Berliner ahnen gar nicht, welch einen Schatz prachtvoller Gärten die Straßen hier am Kanal noch in sich bergen! Gott sei Dank, daß die Bauspekulation da nicht heran kann! Doch jetzt avanti, Kollege! Sie versäumen sonst noch Ihre Tischzeit! Hoffentlich ist Fräulein Walden überhaupt zu Hause und nicht im Theater zur Probe!"

Damit wandte er sich zu dem gruftkühlen, blumengeschmückten Portal der Villa.

Das blendende Mittagslicht fiel hier durch ein buntes Riesenfenster gedämpft auf das pompejanische Rot der Wände und glänzte in mattem Reflex auf den Messingknöpfen des Treppenpodestes.

Eine feierliche Stille waltete ringsum, nur aus einer dämmerigen Grottenecke klang das geheimnisvolle Flüstern einer kleinen Fontäne, als neckten sich dort freundliche Hausgeister. — — —

„Das gnädige Fräulein daheim?"

Ein kleiner Bursche hatte geräuschlos die Tür geöffnet; die stählerne Sicherheitskette klirrte herab; an der Decke des fensterlosen Korridors glühte das elektrische Birnenpaar einer Renaissancelaterne auf.

In der nächsten Minute standen die beiden Besucher im Salon der Künstlerin. —

„Nun, mein lieber Doktor, was führt Sie zu mir?"

Eine zierliche Frauengestalt hatte sich beim Eintritt der Herren aus einem Sessel am Fenster erhoben und war ihnen mit raschen elastischen Schritten über den kurzgeschorenen, grünen Filzteppich entgegengekommen.

Verwirrt sah Kurt in ein Paar große Augen, die da plötzlich zu ihm aufschauten.

Im ersten Moment kam ihm überhaupt nichts weiter zum Bewußtsein als diese wundervollen, dunklen Augen, die mit fragendem Ausdruck in seinen Blicken zu lesen schienen.

Dann erst nahm er den Gesamteindruck der bestrickenden Erscheinung in sich auf: die graziöse, rassige Figur, deren biegsame Schlankheit durch ein enganliegendes englisches Schneiderkleid in ihrer Wirkung noch gehoben wurde, das feine Gesicht mit dem rosigen Teint und der Kamelienfrische der Haut, das Gesicht fast eines Kindes, dessen sicherer stolzer Ausdruck merkwürdig mit dem mädchenhaften Typus der jungen Künstlerin kontrastierte.

Dr. Neubert hatte sich mit tiefer Verbeugung über die lange, schmale Hand der Hausherrin geneigt und führte sie flüchtig an seine Lippen.

„Ich komme heute in einer besonderen Mission, meine Gnädige!" sagte er. „Gestatten Sie zunächst, daß ich Ihnen meinen jungen Freund, Herrn Kurt Rasmus, vorstelle, einer der talentvollsten unter unserer literarischen Jugend!"

„Ich freue mich sehr, Sie in meinem Heim begrüßen zu können!" versetzte die Schauspielerin, sich mit liebenswürdigem Lächeln Kurt zuwendend. „Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen!" —

Während Dr. Neubert in seiner scharfen, prägnanten Art den Zweck seines Besuches kurz charakterisierte, musterte Kurt mit verstohlenen Blicken das Profil seiner Nachbarin.

Noch niemals glaubte er einem so vollendet schönen, harmonisch entwickelten Wesen begegnet zu sein.

In schimmernden Wellen schmiegte sich das schwere, kastanienbraune Haar um die hohe, klare Stirn, auf der die Augenbrauen so scharf und fein gezeichnet waren, als seien sie mit einem Pinsel ausgezogen.

Ein leidenschaftlicher Zug lag um den frischen Mund mit den leichtgeöffneten Lippen, zwischen denen zwei Perlenreihen wundervoller Zähne blinkten.

Jetzt, da sie saß, erschien sie Kurt mit den weichen Linien der runden Schultern und ihrer ganzen überlegenen Art zu sprechen und sich zu geben, auf einmal wie eine verheiratete Frau, und doch sagte ihm wieder etwas Unbestimmtes in der Zeichnung der Arme und des Halses, daß er noch ein junges Mädchen vor sich hatte!

„Und wenn ich lieb', nimm dich in acht!"

Die trotzig-stolzen Worte Carmens klangen ihm auf einmal im Ohr.

Eine Carmennatur!

Das war der erste starke Eindruck, den er von der faszinierenden Persönlichkeit der Künstlerin empfangen hatte, das ungebändigte Temperament der Tochter der südlichen Sonne.

Wenn jemand so mußte es diesem jungen Weibe gelingen, den Inhalt seiner Hertha-Rolle bis zum äußersten auszuschöpfen und die unbestimmten Gestalten seiner Phantasie mit frisch quellendem, heißem Leben zu erfüllen. — —

„Nun, Rasmus, Sie träumen wohl?"

Eine jähe Röte schoß Kurt bei den neckenden Worten Dr. Neuberts ins Gesicht.

„Ich dachte darüber nach," sagte er, sich straff emporrichtend, „welche Auffassung Fräulein Walden ihrer ganzen Natur nach wohl in die Hauptfigur meines Werkes hineinlegen würde?"

„Und meinen Sie, daß meine schwachen Kräfte Ihren Ansprüchen genügen werden?“ fragte die Schauspielerin lächelnd.

„Ich wüßte niemand in Berlin, dem ich diese Rolle mit größerer Zuversicht anvertrauen würde, als Ihnen!“

„Sehen Sie, Fräulein Walden,“ nahm jetzt Dr. Neubert das Wort, „der Autor ist ganz meiner Ansicht! Die Rolle ist für Sie wirklich wie geschaffen! Darum schlagen Sie ein, werden Sie unser Bundesgenosse!“

Die Schauspielerin dachte ein paar Augenblicke nach.

„Auf eine so schwerwiegende Empfehlung hin muß ich mir diese Wunderrolle doch wohl einmal ansehen! Selbstverständlich mit allem Vorbehalt, denn für meinen Direktor kann ich nicht garantieren! Ich werde ihm das Stück natürlich so warm wie möglich empfehlen, für seine Entscheidung kann ich jedoch nicht garantieren!“

Dr. Neubert erhob sich.

„Das ist mehr, als ich zu hoffen wagte. Jedenfalls weiß ich unsere Sache jetzt in guter Obhut!“

Auch Kurt war gleichzeitig mit dem Kritiker aufgestanden und reichte dem jungen Mädchen die Hand zum Abschied.

„Ich danke Ihnen!“ sagte er einfach.

Die Schauspielerin bewegte ablehnend den schönen Kopf.

„Sie haben mir nichts zu danken, Herr Rasmus! Ich vielmehr bin dem Dichter verpflichtet, der mir die Möglichkeit gibt, mich meinem Publikum in einer neuen glänzenden Rolle zu zeigen! Auch weiß ich selbst aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, sich in der Kunst durchzusetzen! Darum benutze ich gern jede Gelegenheit, meinen Mitstrebenden beizustehen! Wenn es Ihre Zeit erlaubt, kommen Sie vielleicht gegen acht Uhr wieder zu mir heran und lesen mir Ihr Schauspiel vor! Ich bin zufällig gerade heute abend frei!“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

Jean Paul und seine Kinder.

Seine Tochter Emma schreibt als Erwachsene an den Maler und Kunstschriftsteller Ernst Förster in München, der später ihr Mann wurde: Als wir ganz klein waren, bewohnten wir zwei Stockwerke eines Hauses, der Vater arbeitete oben in den Mansarden. Wir Kinder krabbelten nun morgens mit Händen und Füßen die Treppen hinauf und hämmerten an der schließenden Falltüre, bis der Vater sie aufhob und nach unserem Einlaß sie wieder schloß und dann von einem alten Schrank eine bereits durchlöcherte Trommel herunternahm und eine Pfeife, mit denen wir stark musizierten, während er drinnen schrieb. Dann durften wir auch hinein zu ihm und mit dem Eichhörnchen spielen, das er sich damals hielt, und das er abends in seiner Tasche mit in die Harmonie nahm. Er hatte allerlei Tiere, die er zähmte; einmal Mäuse; dann eine große Kreuzspinne, die er in einen pappenen Schachteldeckel sperrte, über den er ein Fensterglas geklebt. Unten hatte er ein Türchen von Papier gemacht, durch das er sorgfältig Futterfliegen hineinließ. Im Herbst sammelte er für seine Laubfrösche und für die Spinne die Winternahrung . . .

Der Vater war sehr gut gegen jedermann und konnte am wenigsten fremden Schmerz ertragen, und wenn es auch der eines Tieres war. So ging er nie aus, ohne seinem Kanarienvogel — später hatte er mehrere — den Käfig zu öffnen, zur Schadloshaltung für die Entbehrung seiner Gesellschaft; denn er besorgte, das arme Tier müsse sich langweilen. Ich weiß es, daß er einmal abends den Hund, den er nur wenige Tage statt des verstorbenen Alert besaß und nicht brauchen konnte, mit ganz besonderer Sorgfalt fütterte, weil er eben wußte, daß er ihn am Morgen gegen einen anderen vertauschte und es dann nicht mehr in seiner Gewalt hatte, ihm eine Freude zu machen. Sie werden über die Zusammenstellung lachen, aber ich muß es doch auch sagen, daß er es mit einem abgehenden Dienstmädchen allemal gerade so machte, und daß dieses, abgesehen von ihrer Tauglichkeit, am Tage vor ihrem Abzug auf ungewöhnliche Weise erfreut wurde.

Den Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt; oft baten wir: „Vater, tanz' einmal!“, dann machte er einige Sprünge. Oder er mußte französisch reden, wobei er besonderen Wert auf die Nasenlaute legte, die niemand so gut ausspräche wie er; es klang kurios. In der Dämmerstunde erzählte er uns früher Märchen oder sprach von Gott, von der Welt, dem Großvater und vielen herrlichen Dingen. Wir liefen um die Wette hinüber, und jedes wollte das erste neben ihm auf dem Kanapee sein, der alte Geldkoffer mit Eisenreifen und einem Loch oben im Deckel, daß ein paar Mäuse nebeneinander ohne Drücken hindurch konnten, wurde in der ängstlichen Eile die Treppenstufe, von der man über die Kanapeelehne stieg. Denn vorn zwischen dem Tisch und Repositorium sich durchzuwinden, war mühselig. Wir drängten uns alle drei zwischen die Sofawand und des liegenden Vaters Beine; oben über ihm lag der schlafende Hund. Hatten wir endlich unsere Glieder zusammengeschoben und in die unbequemste Stellung gebracht, so ging das Erzählen an.

Der Vater wußte sich viele kleine Freuden zu machen; so war es ihm ein besonderes Vergnügen, Tinte zu bereiten, was er viel öfter tat, als nötig war. Er konnte es nicht erwarten, sie zu probieren. Schon eine Stunde nach der Zubereitung tat er's. War sie schwarz dann kam er froh herüber zu uns und sagte: „Nun seht einmal, jetzt ist die Tinte schon so, nun denkt euch morgen; oder gar in vierzehn Tagen!“ Gering hat er gar nichts geachtet. Wie er von jedem Menschen, er mochte noch so unbedeutend erscheinen, zu lernen wußte, so ließ er auch kein Bindfadenendchen, Glasstückchen, keinen abgebrochenen Korkstöpsel usw. liegen. Was er der Art fand, trug er in seine „Lumpenschachtel“. „Ich bin doch neugierig, wozu ich das gebrauchen werde,“ sagte er, wenn er wieder etwas Weggeworfenes fand . . . Er verbrannte keinen Brief, ja, die unbedeutendsten Zettel hob er auf. „Alles untergehende Leben“, sagte er, „kommt wieder; diese Geschöpfe dieses Kopfes und Herzens nie“ . . .

Er stand häufig von seiner Arbeit auf und sah nach, wie es uns ging. Aber eine Unterbrechung von außen war ihm sehr störend. So sah er höchst ungern Besuch in den Vormittagstunden, und wirklich bös konnte er werden, wenn man ihn zu früh zum Essen rief. Beim Essen war er sehr gesprächig und hörte auch alles, was man ihm erzählte, mit der größten Teilnahme an und wußte immer etwas daraus zu machen, so daß der Erzähler durch seine eigene Erzählung klüger wurde. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig. Früh beim Schreiben trank er eine Flasche Wein nicht ganz aus; nachmittag Bier.

Der Vater gab uns nie bestimmten Unterricht, und doch belehrte er uns immer. Unsere Abendtafel machte er zu einer französischen Wirtstafel, die er mit zwölferlei Schüsseln aus seinen Exzerpten besetzte. Dadurch naschten wir, ich möchte fast sagen, von allen Wissenschaften, ohne uns freilich an einer zu sättigen; wenigstens ich, die weniger fortgesetzten Unterricht bei Lehrern hatte als meine Schwester. Wir durften alles sagen, sogar jeden Spaß über den Vater zu ihm selber. Seine Strafen gegen uns Mädchen waren mehr passiv als aktiv; sie bestanden in Verweigern oder in einem Strafwort; unser Bruder aber, der aus Knabenscham sein Herz nicht mit den Händen bedeckte, sondern mit den Fäusten und mit diesen oft uns, wurde zuweilen geschlagen. Der Vater sagte dann: „Max, heute nachmittag um drei kommst du zu mir, da kriegst du deine Prügel.“ Er kam pünktlich und litt sie ohne einen Laut.

Unser Hauptfest war Weihnachten, in das der Vater früher noch den Heiligenschein des bescherenden Christkindchens warf. Schon vierzehn Tage vorher ließ er einzelne Lichter daraus über die Bretter gehen. Waren wir den Tag über recht gut gewesen und er kam abends aus der Harmonie, so brachte er oft einige Stücke Marzipan mit und sagte uns: „Heut, ihr Kinder, ging ich in den Garten (— die Harmonie hat einen —) hinaus, und wie ich da den Himmel ansehe, kommt eine rosenrote Wolke gezogen, und da sitzt das Christkindchen darauf und sagt mir, weil ihr heut so gut gewesen seid, wolle es euch auch was schicken.“ Oder er rief auf einmal mitten im Erzählen, wo wir auf seinem Kanapee hockten in der finstern Stube: „Habt ihr nichts gehört?“ Nein, sagten wir. „Ich aber, das Christkindchen war's!“ und da langte er zum Fenster hinaus und ein wenig Marzipan herein. In der Weihnachtswoche ging er selber auf den Markt und kaufte ein. Wenn wir ihn nun zurückkommen sahen und der Mantel mehr als ihn umschloß, was sich durch die Höcker und Ecken, in die seine paar Falten ausgespannt waren, verriet, und wir die Treppe hinunter dem Vater entgegenrannten und uns an ihn anhängen wollte, so rief er listig zornig: „Keins rührt mich an!“ und nachdem er im verschlossenen Zimmer alles versteckt, aber doch absichtlich wieder ein rotes oder Goldpapierchen liegen lassen oder einen bunten Span, durften wir hinein. Am Heiligen Abend selber konnte er das Bescheren nicht erwarten. Sobald es dämmerte, mußten wir fort, und mit der Dunkelheit wurden wir schon gerufen, und dann konnten wir uns nicht genug für ihn freuen.

Es gab noch einen Festabend — an Fastnacht. Der Vater kaufte da einer alten Frau, die zeitlebens der Harmonie gegenübersaß und hinter einem Tischchen strickte, für sechs Kreuzer den halben Laden aus. Sie hatte Fliegen- und Wohnhäuser, Stühle und Tische und Bänke, alles von Mehl und Wasser gemacht und mit roten Linien geziert. Dies bescherte er uns abends auf einem Stuhl vor einem Paar übriger Weihnachtswachslichtchen.

Zu der Genügsamkeit, auf die ihn das Schicksal in seiner Kindheit hingewiesen, wollte er uns erziehen. So bekamen

wir nie Taschengeld, sondern bloß etwas weniges an den drei Hausmärkten in Baireuth, jedes drei Kreuzer; später stieg's zu sechsen und kurz vor meiner Kommunion konnte ich mich einmal mit einem Vierundzwanziger sehen lassen.

Schwindler und ihre Opfer.

Von Max Rose.

(Nachdruck verboten.)

Das Millionenheer des Prinzen Zahir. — Die Kunstdiamanten des Herrn Lemoine. — Vom Kellner zum Gesandtschaftsattaché. — Die Adelsdiplome des Königs von Arabien.

Die Sucht, schnell und mühelos zu großem Reichtum zu gelangen, ist nicht etwa eine krankhafte Erscheinung der Kriegs- und Nachkriegszeit. Sie war auch schon früher weit verbreitet und damals wie jetzt erlagen ihr viele Menschen. Wenn sich Gauner diese Sucht zunutze machen, so darf man sich nicht stark darüber entrüsten, denn ihre Opfer verdienen kein Mitleid und ihre Streiche sind meist belustigend für den — Unbeteiligten.

Wer wollte sich sonderlich entrüsten, wenn er hört, daß ein anerkannter Fachmann, der Präsident einer englischen Diamanten-Compagnie, einem Schwindler ins Garn ging, der sich erbot, Diamanten in der Größe von Ackersteinen künstlich herzustellen. Selbst wenn er, der Fachmann, an die Möglichkeit künstlicher Herstellung glaubte — diese Möglichkeit soll ja nicht bestritten sein —, wie konnte er auf die Behauptung eines ihm wildfremden Menschen, wie es der Franzose Lemoine war, diesem Vorschüsse in Höhe von 1 000 000 Frank zahlen? Er, wie eine ganze Anzahl von Engländern und Franzosen, glaubten an die „Diamantenfabrikation" und opferten dem Schwindler viele Millionen. Die Warnungen nüchtern erwägender Sachverständiger wurden in den Wind geschlagen. Als das bei der Londoner Bank, später der Bank von Frankreich in Paris deponierte „Rezept" aus der verschließenden Hülle genommen wurde und man die Worte las: „Nehmet Kohlenstoff, kristallisiert ihn, unterzieht ihn einer hinreichenden Pression und ihr erhaltet Diamanten", lachten die Sachverständigen hell auf, die entrüsteten Finanzmänner aber ließen den flüchtigen Schwindler in aller Welt suchen. Man hat ihn denn auch in Paris verhaftet und ihm den Prozeß gemacht. Die vielen Millionen waren aber unwiederbringlich verloren.

Eines komischen Beigeschmacks entbehrt auch nicht die Art, wie einem bekannten Juwelier aus Frankfurt a. M. Schmuckgegenstände im Werte von mehreren 100 000 Mark abgeschwindelt wurden. In München lernte der Juwelier in der Gesellschaft eines berühmten reichen Malers einen mexikanischen Bergwerksbesitzer namens Elorduy kennen, der im Laufe des Gesprächs den Wunsch äußerte, Schmuck bestimmter Art zu kaufen. Der Juwelier erbot sich sofort, den gewünschten Schmuck nach München zu schaffen. Der Mexikaner kaufte und zahlte mit einem Scheck auf die Filiale der Deutschen Bank in Wiesbaden. Selbstverständlich war der Scheck wertlos und der alterfahrene Geschäftsmann war einem gerissenen, sicher auftretenden Gauner zum Opfer gefallen. Er konnte sich damit trösten, nicht als einziger zu den Leidtragenden zählen zu müssen. Als nach vielen Monaten der „Sekretär" des Bergwerksbesitzers in Paris verhaftet wurde, erfuhr man einige recht reizvolle Einzelheiten über den reichen Mexikaner. Er war ein früherer Kellner, später Nachtportier eines Pariser Hotels, der mit Hilfe eines Diplomaten, dem der schmucke Kerl gefiel, Attaché bei der argentinischen Gesandtschaft in Paris wurde. Seiner diplomatischen Laufbahn wurde ein Ziel gesetzt, als er auf den sonderbaren Einfall kam, als Attaché in demselben Hotel wohnen zu wollen, in dem er einst die Stellung eines Nachtportiers bekleidet hatte. Er verlegte sich dann auf Hochstapeleien und gab Gastrollen in allen größeren Städten, auch in Deutschland. In München ließ er sich von zwei der berühmtesten Künstler malen, die er entsprechend seinen Verhältnissen als „reicher mexikanischer Bergwerksbesitzer" entschädigte. Durch ihre Vermittlung fand er den gesuchten Anschluß an die Kreise, in denen er Opfer vermutete.

Zu einer recht lustigen Gerichtsverhandlung kam es im Anfang des Weltkrieges in Bordeaux. Als die französische Regierung sich von Paris nach Bordeaux zurückgezogen hatte, waren ihr auch Abenteurer aller Art gefolgt, die den Krieg auf ihre Art „gewinnen" wollten. Im Ministerium erschien eines Tages eine Persönlichkeit, die sich als Prinz Zahir, erster bevollmächtigter Minister Se. Maj. Ferids I., Königs von Arabien und Syrien, vorstellte und dem bedrängten Frankreich seine Hilfe anbot. Nicht nur drei Millionen Soldaten stellte Ferid I. zur Verfügung, sondern auch 30 Millionen Hammel, 1½ Million Pferde, 3 Millionen Rinder, mehrere Ladungen Doppelzentner Getreide, 50 000 Tonnen Baumwolle, 300 000 Tonnen Leder, 50 000 Hektoliter Petroleum und eine Menge anderer Kleinigkeiten, die ein kriegführendes Land sehr gut gebrauchen konnte. Den Beamten, die wohl der Kriegspsychose erlegen waren, kam zwar die Sache etwas phantastisch vor, aber man konnte nicht wissen. Dem Beherrscher von Arabien und Syrien war schließlich kein Ding unmöglich, und in bedrängter Lage soll man Leute, die sich in Freundschaft nahen, nicht vor den Kopf stoßen. Es wurden Akten angelegt und eine Anzahl von Briefen mit dem Prinzen und bevollmächtigten Minister Ferids I. ausgetauscht. Darauf kam es aber den Gaunern an. Unter Berufung auf die Korrespondenz mit den Beauftragten der französischen Regierung bot der Prinz, dem sich bald „König Ferid I." in höchsteigener Person zugesellte, Gründungsanteile der Königlichen Bank von Arabien an. Es kosteten 6 Stück — das war die Mindestzahl, die abgegeben wurde — 10 000 Franks, die vorerst nur mit 25 v. H. einzahlbar waren. Wer aber den Betrag voll einzahlte, war zur Führung des arabischen Adelstitels berechtigt.

Es rissen sich eine Menge kapitalkräftiger Leute darum, Anteile zu erwerben, um an den gewaltigen Heereslieferungen zu verdienen, und zahlten voll ein, nur um nicht des Adelstitels verlustig zu gehen. Als der Schwindel herauskam, waren bereits für mehrere Millionen Anteile der Bank von Arabien abgesetzt und der größte Teil der Gelder von „Seiner Majestät" und dem Minister für den „Hofhalt" ausgegeben. „König Ferid I." entpuppte sich als ein gewisser Alfred Dubreuil, und Prinz Zahir als ein mehrfach vorbestrafter Jules Parigot.

Bunte Chronik

* **Der Schimpanse am Schlüsselloch.** Der Schimpanse ist wohl derjenige Menschenaffe, der in seinem Wesen am meisten Ähnlichkeit mit dem Menschen hat. Besonders die jungen Schimpansen sind außerordentlich gesellige Tiere, die innige Freundschaft untereinander schließen und die größte Trauer zeigen, wenn sie von ihren Freunden getrennt werden. Ein amüsantes Beispiel für diese „geistige Verwandtschaft" des Schimpansen mit dem Menschen führte der Präsident der englischen Gesellschaft der Wissenschaft, Professor Charles Sherrington, in einer Rede an, die er kürzlich hielt. „Ich bin selbst einmal aufs höchste überrascht worden durch die „Verwandtschaft", die ich bei einem Schimpansen fand", erzählte er. „Ich besuchte täglich die Schimpansen in meinem Laboratorium und stand mit ihnen auf sehr vertraulichem Fuße. Eines Tages nach meinem Besuch fiel mir plötzlich ein, unbemerkt zu beobachten, was wohl die Schimpansen täten, wenn ich fortgegangen sei. Ich drehte daher um, bückte mich und blickte durch das Schlüsselloch an der Tür des Raumes, in dem sie sich befanden. Aber da begegnete mein Auge dem Auge eines Schimpansen. Das Tier hatte augenscheinlich ganz denselben Gedanken gehabt wie ich und hatte ebenfalls das Schlüsselloch benutzt, um mir nachzugucken. Aber der Schimpanse, der übrigens eine Dame war, war mir doch in der Neugierde zuvorgekommen."

Lustige Rundschau

* **Die Dauerstellung.** „Ihr Schneider schickt mich mit der Rechnung zu Ihnen!" — „Da darf man wohl gratulieren. Da haben Sie nämlich 'ne gute Dauerstellung erwischt."

* **Erklärung.** „Um Gottes willen, Mann! Was ist mit Ihrem Gesicht los? Sind Sie mit dem Auto verunglückt?" — „Nein! Ich habe mich von einem weiblichen Barbier rasieren lassen, als plötzlich eine Maus über den Boden lief."

* **Schmiere!** „Herr, was fällt Ihnen ein, in der Sterbeszene zu grinsen?" — „Bei der Gage, Herr Direktor, ist der Tod ein Vergnügen."

* **Auf Vorschuß!** „Es tut mir leid, aber Sie sind infolge eines Irrtums eine Woche zu lang im Gefängnis behalten worden." — „Das macht nichts, Herr Direktor, Sie können es ja beim nächsten Mal abziehen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.